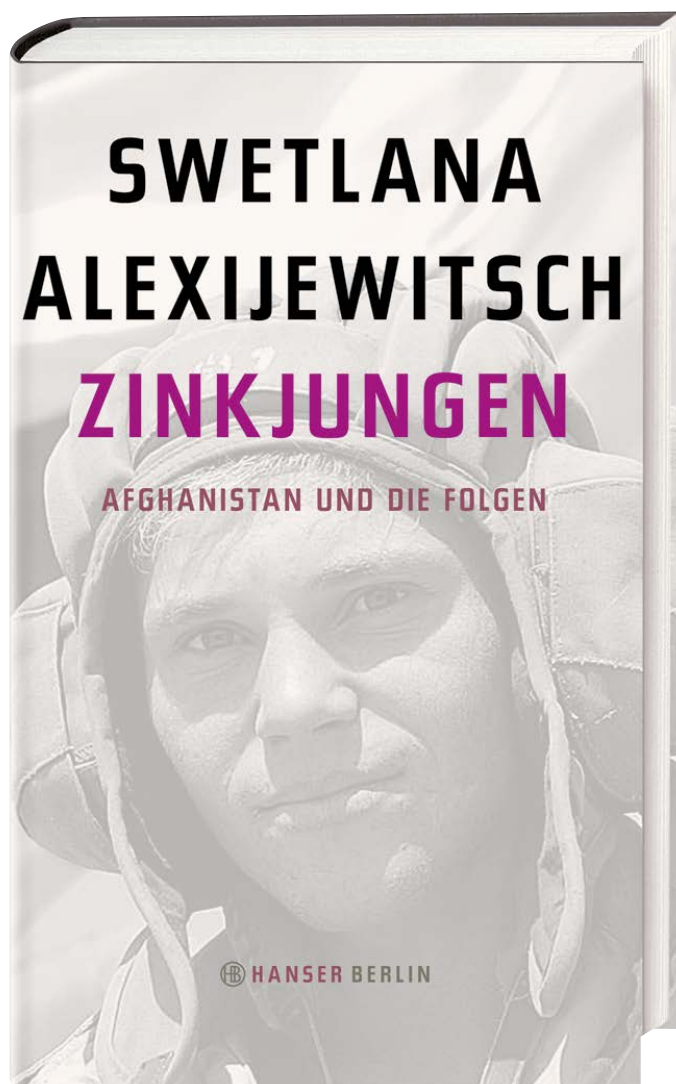


Leseprobe aus:

Swetlana Alexijewitsch  
Zinkjungen Afghanistan und die Folgen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2014

 HANSER BERLIN





Swetlana Alexijewitsch

# ZINKJUNGEN

Afghanistan  
und die Folgen

Aus dem Russischen von Ingeborg Kolinko  
und Ganna-Maria Braungardt

Hanser Berlin

Die erweiterte und aktualisierte russische Originalausgabe  
erschien 2007 unter dem Titel *Zinkowyje malschiki*  
bei Wremja in Moskau.

Erweiterte, aktualisierte Neuausgabe

1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-446-24528-0

© 2007, 2014 Swetlana Alexijewitsch

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2014

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



MIX  
Papier aus verantwortungs-  
vollen Quellen  
FSC® C006701

## INHALT

Prolog 9

Tagebuchnotizen aus dem Krieg 17

Erster Tag 33

Zweiter Tag 95

Dritter Tag 167

Post mortem 230

Gerichtsprozess gegen die *Zinkjungen* 233  
(Eine Geschichte in Dokumenten)

»Stimmen im Chor: eine Epoche zur Sprache bringen« 301  
Laudatio von Karl Schlögel anlässlich der Verleihung  
des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an Swetlana Alexijewitsch  
am 15. Oktober 2013 in der Frankfurter Paulskirche

Anmerkungen 315



Am 20. Januar 1881 bekamen die Kosaken des Don-Atamans Wassili Orlow den Befehl, gen Indien zu ziehen. Sie hatten einen Monat für den Marsch bis Orenburg, drei Monate von dort »über Buchara und Chiwa zum Indus«. Bald sollten 30 000 Kosaken die Wolga überqueren und in die kasachischen Steppen vordringen ...

Im Kampf um die Macht.

*Seiten der politischen Geschichte Russlands im 17. Jahrhundert,  
Moskau, Verlag Mysl, 1988, S. 475*

Im Dezember 1979 fasste die sowjetische Regierung den Beschluss über die Entsendung von Truppen nach Afghanistan.

Der Krieg dauerte von 1979 bis 1989. Er währte zehn Jahre, einen Monat und neunzehn Tage. Durch Afghanistan gingen über eine halbe Million Soldaten des begrenzten sowjetischen

Truppenkontingents. Die Zahl der Todesopfer bei den sowjetischen Streitkräften betrug insgesamt 15 051. Vermisst und in Gefangenschaft geraten sind 417 Armeeangehörige.

Noch im Jahr 2000 waren 287 Personen weiterhin vermisst oder nicht aus der Gefangenschaft zurückgekehrt.

*Polit.ru, 19. November 2003*





## PROLOG

### *Eine Mutter*

»Ich gehe allein ... Jetzt werde ich lange allein gehen müssen ...

Er hat einen Menschen getötet ... Mein Sohn ... Mit einem Küchenbeil, damit habe ich immer Fleisch zerteilt. Er ist aus dem Krieg zurückgekommen, und hier hat er getötet ... Am Morgen kam er nach Hause und legte das Beil wieder an seinen Platz, in den Geschirrschrank. Ich glaube, ich habe ihm an diesem Tag noch Koteletts gemacht ... Nach einer Weile wurde im Fernsehen gesagt, oder es stand in der Abendzeitung, Angler hätten eine Leiche aus dem Stadtsee gefischt ... Zerstückelt ... Meine Freundin rief mich an: »Hast du gelesen? Ein Profimord ... Typische Afghanen-Handschrift ...«

Mein Sohn war zu Hause, er lag auf der Couch und las ein Buch. Ich wusste noch nichts, ahnte nichts, aber nach diesen Worten sah ich ihn an ... Das Herz einer Mutter ...

Hören Sie das Hundegebell? Nein? Ich höre es – immer wenn ich davon erzähle, höre ich Hunde bellen. Hunde, die laufen ... Dort im Gefängnis, wo er jetzt sitzt, gibt es große schwarze Schäferhunde ... Auch die Menschen sind alle schwarz gekleidet, nur schwarz ... Wenn ich nach Minsk zurückkomme und die Straße entlanggehe, vorbei am Brotladen und am Kindergarten, mit einem Weißbrot und Milch, dann höre ich dieses Gebell. Ohrenbetäubendes Gebell. Mir wird ganz schwarz vor Augen ... Einmal wäre ich beinahe unter ein Auto geraten ...

Ich wäre bereit, ans Grab meines Sohnes zu gehen ... Dort neben ihm zu liegen ... Aber ich weiß nicht ... Wie ich damit leben soll, weiß ich nicht ... Manchmal habe ich Angst, in die Küche zu gehen,

den Schrank zu sehen, in dem das Beil lag ... Hören Sie es nicht? Sie hören nichts ... Nein?!

Ich weiß nicht, wie mein Sohn ist. Und wie werde ich ihn in fünfzehn Jahren zurückbekommen? Er hat fünfzehn Jahre strenge Lagerhaft gekriegt ... Wie ich ihn erzogen habe? Er interessierte sich für Gesellschaftstanz ... Wir fuhren zusammen nach Leningrad, in die Eremitage. Lasen zusammen Bücher ... (*Sie weint.*) Afghanistan hat mir meinen Sohn genommen ...

Wir bekamen ein Telegramm aus Taschkent: Holt mich ab, Flugnummer soundso ... Ich rannte auf den Balkon, ich wollte laut hinausschreien: »Er lebt! Mein Sohn ist lebend aus Afghanistan heimgekehrt! Dieser schreckliche Krieg ist für mich vorbei!« Und verlor das Bewusstsein. Zum Flughafen kamen wir natürlich zu spät, das Flugzeug war längst gelandet, wir fanden unseren Sohn im Park. Er lag auf der Erde, hielt das Gras fest und staunte, wie grün es war. Er konnte nicht glauben, dass er heimgekehrt war ... Aber sein Gesicht war ohne Freude ...

Am Abend besuchten uns die Nachbarn, sie haben ein kleines Mädchen, dem hatten sie eine blaue Schleife ins Haar gebunden. Er nahm die Kleine auf den Schoß, drückte sie an sich und weinte, die Tränen liefen nur so. Weil sie dort getötet hatten. Auch er ... Das wurde mir später klar.

An der Grenze haben ihm die Zöllner seine ausländischen Unterhosen abgenommen. Amerikanische. Das sei nicht erlaubt ... Er kam also ohne Unterwäsche an. Für mich hatte er eine Kittelschürze dabei, ich wurde in dem Jahr vierzig, die nahmen sie ihm weg. Für die Großmutter ein Tuch – das nahmen sie ihm auch weg. Er hatte nur Blumen dabei. Gladiolen. Aber sein Gesicht war ohne Freude.

Wenn er morgens aufstand, war er ganz normal. »Mamka! Mamka!« Zum Abend wurde sein Gesicht immer dunkler, seine Augen wurden bleiern ... Das kann ich Ihnen nicht beschreiben ... Anfangs trank er keinen Tropfen ... Saß da und starrte die Wand an. Dann sprang er vom Sofa, schnappte sich seine Jacke ...

Ich stellte mich vor die Tür. »Wo willst du hin, Valjuschka?«

Er schaute mich an, als wäre ich gar nicht da. Und ging.

Einmal komme ich spät von der Arbeit, der Betrieb ist weit weg, und ich hatte Spätschicht, ich klinge an der Tür, aber er macht nicht auf. Er erkennt meine Stimme nicht. Das war so seltsam – wenn er die Stimmen seiner Freunde nicht erkennt, na schön, aber meine! Zumal nur ich ihn Valjuschka nannte. Es war, als wartete er die ganze Zeit auf irgendwen, als hätte er Angst. Einmal hab ich ihm ein neues Hemd gekauft und ließ es ihn anprobieren, da sehe ich: seine Arme sind voller Schnittwunden.

›Was ist das?‹

›Nichts weiter, Mamka.‹

Später habe ich es erfahren. Nach dem Prozess ... Während der Ausbildung hat er sich die Pulsadern aufgeschlitzt ... Bei einer Musterübung war er Funker, er schaffte es nicht, das Funkgerät rechtzeitig auf einen Baum zu werfen, schaffte die vorgeschriebene Zeit nicht, und der Sergeant ließ ihn fünfzig Eimer aus der Toilette schöpfen und an der angetretenen Truppe vorbeischleppen. Dabei wurde er ohnmächtig. Im Lazarett stellten sie die Diagnose: leichter Nervenzusammenbruch. In derselben Nacht hat er versucht, sich die Pulsadern aufzuschlitzen. Das zweite Mal in Afghanistan ... Vor einem Einsatz wurde das Funkgerät überprüft – es funktionierte nicht. Wertvolle Teile fehlten, irgendwer hatte sie geklaut ... Wer? Der Kommandeur beschuldigte ihn der Feigheit, er hätte die Teile versteckt, um nicht mit den anderen in den Einsatz zu müssen. Dabei beklaute sie sich dort alle gegenseitig, sogar die Autos nahmen sie auseinander und schafften sie als Ersatzteile in einen Dukan, einen Laden, zum Verkaufen. Und kauften Drogen ... Drogen, Zigaretten. Und Essen. Sie waren ständig hungrig.

Im Fernsehen lief mal eine Sendung über Edith Piaf, die sahen wir uns zusammen an.

›Mama‹, fragte er mich, ›weißt du, was Drogen sind?‹

›Nein‹, log ich und beobachtete ihn – ob er welche nahm?

Ich konnte nichts entdecken. Aber dort haben sie Drogen genommen, das weiß ich.

›Wie ist es dort in Afghanistan?‹, habe ich ihn einmal gefragt.

›Hör auf, Mamka!‹

Wenn er fortging, las ich seine afghanischen Briefe wieder, ich wollte herausfinden, was mit ihm los war. Aber ich fand darin nichts Besonderes, er schrieb, dass er sich nach grünem Gras sehne, bat seine Großmutter, sich im Schnee fotografieren zu lassen und ihm das Foto zu schicken. Aber ich sah doch, ich spürte, dass etwas mit ihm geschah. Ich hatte einen anderen Menschen zurückbekommen ... Das war nicht mein Sohn. Und ich selbst hatte ihn zur Armee geschickt, er war eigentlich zurückgestellt. Ich wollte, dass er ein Mann wurde. Ich redete ihm und mir selbst ein, die Armee würde ihn besser machen, stärker. Ich schickte ihn mit einer Gitarre nach Afghanistan, richtete zu seiner Verabschiedung eine Kuchentafel aus. Er lud seine Freunde ein, ein paar Mädchen ... Ich weiß noch, ich habe zehn Torten gekauft.

Nur ein einziges Mal kam er auf Afghanistan zu sprechen. Gegen Abend ... Er kam in die Küche, ich nahm gerade ein Kaninchen aus. Die ganze Schüssel war voller Blut. Er tauchte die Finger in dieses Blut und schaute es an. Betrachtete es. Und sagte zu sich selbst: ›Sie bringen einen Freund mit Bauchwunde ... Er bittet mich, ihn zu erschießen ... Und ich habe ihn erschossen ...‹

Die Finger voller Blut ... Vom Kaninchenfleisch, es war ganz frisch ... Mit diesen Fingern schnappte er sich eine Zigarette und ging auf den Balkon. An diesem Abend sprach er kein Wort mehr mit mir.

Ich ging zu Ärzten. Gebt mir meinen Sohn zurück! Rettet ihn! Ich erzählte ihnen alles ... Sie schauten ihn sich an, untersuchten ihn, aber außer einer Radikulitis fanden sie nichts.

Eines Tages komme ich nach Hause: Am Tisch sitzen vier unbekannte junge Männer.

›Mamka, sie kommen aus Afghanistan. Ich hab sie auf dem Bahnhof getroffen. Sie haben kein Nachtquartier.‹

›Ich backe euch gleich einen Kuchen. Geht ganz schnell.‹ Aus irgendeinem Grund freute ich mich.

Sie blieben eine Woche bei uns. Ich hab nicht gezählt, aber an die

drei Kisten Wodka haben sie bestimmt getrunken. Jeden Abend fand ich bei mir zu Hause fünf Fremde vor. Der Fünfte war mein Sohn ... Ich wollte ihre Gespräche nicht mit anhören, sie erschreckten mich. Aber in einer so kleinen Wohnung ... Unwillkürlich hörte ich mit ... Sie erzählten, wenn sie zwei Wochen lang in einem Hinterhalt saßen, hätten sie Aufputzmittel bekommen, damit sie mutiger wurden. Aber das alles werde geheim gehalten. Mit welchen Waffen man am besten töten könne ... Aus welcher Entfernung ... Später fiel mir das alles wieder ein, nachdem es passiert war ... Später fing ich an nachzudenken, erinnerte mich fieberhaft. Bis dahin aber war mir nur bange. Oje, sagte ich mir, sie sind alle irgendwie verrückt. Sie sind alle nicht mehr normal.

In der Nacht ... Vor jenem Tag ... An dem er tötete ... Da hatte ich einen Traum: Ich warte auf meinen Sohn, er kommt und kommt nicht. Und dann bringen sie ihn mir ... Vier »Afghanen«. Sie werfen ihn auf den schmutzigen Zementfußboden. Verstehen Sie, Zementfußboden bei mir zu Hause ... In unserer Küche ... Ein Fußboden wie im Gefängnis.

Zu der Zeit hatte er schon die Aufnahmeprüfung für die Vorbereitungsfakultät des Instituts für Kommunikationstechnik bestanden. Er hatte einen sehr guten Aufsatz geschrieben. Er war glücklich, dass für ihn alles gut lief. Ich dachte schon, er beruhige sich allmählich. Er würde studieren. Heiraten. Doch sobald es Abend wurde ... Ich hatte Angst vor dem Abend ... Dann saß er da und starrte die Wand an. Schief im Sessel ein ... Ich hätte mich am liebsten über ihn geworfen, ihn beschützt und ihn nicht mehr weggelassen. Jetzt träume ich oft von meinem Sohn: Er ist noch klein und hat Hunger ... Er ist die ganze Zeit hungrig. Streckt mir die Arme entgegen ... Wenn ich von ihm träume, ist er immer klein und hilflos. Und die Wirklichkeit?! Alle zwei Monate ein Besuch. Vier Stunden Gespräch durch eine Glasscheibe ...

Zweimal im Jahr Besuche, bei denen ich ihm wenigstens etwas zu essen geben kann. Und dieses Hundegebell ... Ich träume von diesem Hundegebell. Es verfolgt mich überallhin.

Ein Mann bemühte sich um mich ... Schenkte mir Blumen ... Als er mir die Blumen mitbrachte, fing ich an zu schreien. ›Halten Sie sich fern von mir, ich bin die Mutter eines Mörders.‹ Die erste Zeit hatte ich Angst, Bekannten zu begegnen, ich schloss mich im Bad ein und erwartete, dass die Wände auf mich einstürzen würden. Mir schien, als würden alle auf der Straße mich erkennen, mit Fingern auf mich zeigen und flüstern: ›Erinnern Sie sich, die schreckliche Geschichte damals ... Das war ihr Sohn. Er hat einen Menschen zerstückelt. Typische Afghanen-Handschrift ...‹ Ich ging nur nachts hinaus, bald kannte ich alle Nachtvögel. Erkannte sie an ihren Stimmen.

Die Ermittlungen liefen ... Sie dauerten mehrere Monate ... Er schwieg. Ich fuhr nach Moskau ins Burdenko-Militärlazarett. Dort fand ich junge Männer, die auch in der Spezialeinheit gedient hatten, wie er. Ihnen offenbarte ich mich ...

›Jungs, warum kann mein Sohn einen Menschen getötet haben?‹

›Er wird einen Grund gehabt haben.‹

Ich musste mich selbst davon überzeugen, dass er das getan haben konnte ... Jemanden töten ... Lange fragte ich sie aus und begriff: Er konnte! Ich fragte sie nach dem Tod ... Nein, nicht nach dem Tod, sondern nach dem Töten. Aber das löste bei ihnen keine besonderen Gefühle aus, Gefühle, wie ein Mord sie gewöhnlich bei einem normalen Menschen auslöst, der noch nie Blut gesehen hat. Sie redeten vom Krieg wie von einer Arbeit, bei der man eben töten muss. Später traf ich junge Männer, die auch in Afghanistan gewesen waren; nach dem Erdbeben in Armenien waren sie mit Rettungsmannschaften dorthin gefahren. Ich wollte wissen, ganz besessen war ich davon: Ob sie Angst gehabt hätten? Was sie beim Anblick des Todes empfunden hätten. Nein, sie hatten vor nichts Angst gehabt, selbst ihr Mitgefühl war abgestumpft. Zerstückelte ... zerquetschte ... Schädel, Knochen ... Ganze Schulen unter Erdmassen begraben ... Ganze Klassen ... Wie die Kinder im Unterricht gesessen hatten, so waren sie verschüttet worden. Die jungen Männer aber erzählten von anderen Dingen: Was für üppige Weinkeller sie ausgegraben, was für Kognak, was für Wein sie getrunken hätten. Sie scherzten: Es soll

ruhig noch mal irgendwo krachen. Aber irgendwo, wo es warm ist, wo Trauben wachsen und guter Wein gemacht wird ... Sind diese Männer etwa gesund? Haben sie etwa eine normale Psyche?

›Ich hasse ihn noch als Toten.« Das hat er mir vor kurzem geschrieben. Nach fünf Jahren ... Was war dort geschehen? Er schweigt. Ich weiß nur, dass dieser Junge, er hieß Jura, sich gebrüstet hatte, er habe in Afghanistan viele Schecks\* verdient. Später stellte sich heraus, dass er in Äthiopien gedient hatte, als Fähnrich. Das mit Afghanistan war gelogen ...

Vor Gericht sagte nur die Anwältin, dass hier über einen Kranken verhandelt würde. Auf der Anklagebank sitze kein Verbrecher, sondern ein Kranker. Er müsse behandelt werden. Aber damals, vor sieben Jahren, damals gab es noch keine Wahrheit über Afghanistan. Sie alle wurden Helden genannt. Internationalisten. Mein Sohn aber war ein Mörder ... Weil er hier das Gleiche getan hatte, was sie dort taten. Wofür sie Medaillen und Orden bekamen ... Warum wurde nur er allein verurteilt? Nicht diejenigen, die ihn dorthin geschickt hatten? Die ihn töten gelehrt hatten! Ich habe ihm das nicht beigebracht ... *(Sie fängt an zu schreien.)*

Er hat einen Menschen getötet, mit meinem Küchenbeil ... Und am Morgen hat er es zurückgebracht und wieder in den Schrank gelegt. Wie einen ganz normalen Löffel oder eine Gabel ...

Ich beneide die Mutter, deren Sohn ohne Beine heimgekehrt ist ... Auch wenn er sie hasst, wenn er betrunken ist. Wenn er die ganze Welt hasst ... Sich auf die Mutter stürzt wie ein Tier. Sie kauft ihm Prostituierte, damit er nicht verrückt wird ... Einmal ist sie selbst seine Geliebte geworden, weil er auf den Balkon gekrochen war und sich aus dem achten Stock hinunterstürzen wollte. Ich wäre zu allem bereit ... Ich beneide alle Mütter, sogar die, deren Söhne im Grab liegen. Ich würde am Grab sitzen und wäre glücklich. Würde ihm Blumen bringen.

Hören Sie die Hunde bellen? Sie laufen mir hinterher. Ich höre sie ...«





## TAGEBUCHNOTIZEN AUS DEM KRIEG

Juni 1986

Ich hatte beschlossen, nicht mehr über den Krieg zu schreiben. Als mein Buch *Der Krieg hat kein weibliches Gesicht* fertig war, konnte ich es nicht einmal ertragen, wenn einem Kind die Nase blutete, ich wandte mich ab, wenn Angler, glücklich über ihren Fang, Fische in den Ufersand warfen – mir wurde übel von den hervorquellenden starren Augen. Wahrscheinlich hat jeder seine Schmerzschutzgrenze, physische wie psychische, meine war erreicht. Das klägliche Schreien einer Katze, die von einem Auto angefahren wurde, machte mich fast krank, ich drehte mich weg, wenn ich einen zertretenen Regenwurm sah. Mehrmals kam mir der Gedanke, dass Tiere, Vögel, Fische wie alle Lebewesen ein Recht auf ihre Geschichte haben. Auch sie wird eines Tages geschrieben werden.

Und auf einmal – wenn »auf einmal« überhaupt der richtige Ausdruck ist: Der Krieg geht immerhin ins siebte Jahr ... Aber wir wissen nichts über ihn, kennen nur die heroischen Fernsehreportagen. Von Zeit zu Zeit erschauern wir beim Anblick der aus der Fremde heimgebrachten Zinksärge. Ein paar Salutschüsse zum Gedenken, dann ist wieder Ruhe. Unsere mythologische Mentalität ist unerschütterlich – wir sind gerecht und groß. Und haben immer recht. Die letzten Funken der Idee einer Weltrevolution glimmen da vor sich hin ... Niemand merkt, dass es schon bei uns zu Hause brennt. Unser eigenes Haus steht in Brand. Gorbatschows Perestroika hat begonnen. Wir streben einem neuen Leben entgegen. Was erwartet uns dort? Wozu werden wir fähig sein nach so vielen Jahren künstlichen lethargischen Schlafs? Und unsere Jungen sterben irgendwo weit weg, und keiner weiß, wofür.

Worüber spricht man um mich herum? Worüber schreibt man? Über die internationalistische Pflicht, über Geopolitik, über unsere Staatsinteressen, über den Schutz unserer südlichen Grenzen. Und das wird geglaubt! Es wird geglaubt! Mütter, die noch vor kurzem verzweifelt über den geschlossenen Eisenkisten geweint haben, gehen in Schulen und Militärmuseen und rufen andere Jungen auf, »ihre Pflicht gegenüber der Heimat« zu erfüllen. Die Zensur achtet streng darauf, dass der Tod unserer Soldaten in den Kriegsberichten nicht erwähnt wird, man versichert uns, das »begrenzte Kontingent« sowjetischer Truppen helfe dem Brudervolk, Brücken, Straßen und Schulen zu bauen, Dünger und Mehl in die Kischlaks zu bringen, und die sowjetischen Ärzte würden bei afghanischen Frauen Geburtshilfe leisten. Die heimgekehrten Soldaten kommen mit Gitarren in die Schulen, um zu besingen, worüber man schreien müsste.

Mit einem von ihnen habe ich mich lange unterhalten ... Ich wollte hören, wie qualvoll die Entscheidung ist – schießen oder nicht schießen? Doch für ihn schien das überhaupt kein Drama zu sein. Was ist gut? Was ist schlecht? Ist es gut, »im Namen des Sozialismus« zu töten? Die Grenzen der Moral sind für diese Jungen durch militärische Befehle markiert. Über den Tod allerdings sprechen sie vorsichtiger als wir. Hier wird der Abstand zwischen uns sofort klar.

Wie kann man Geschichte gleichzeitig erleben und darüber schreiben? Man darf nicht ein beliebiges Stück Leben, den ganzen existentiellen »Schmutz« am Schlafittchen packen und ins Buch zerren. In die Geschichte. Man muss »die Zeit durchbrechen« und »den Geist einfangen«.

»Trauer hat hundert Gesichter.« (Shakespeare, *Richard III.*) ...

... Auf dem Busbahnhof im halbleeren Wartesaal ein Offizier mit Koffer, neben ihm ein kahlgeschorener, magerer Junge, der mit einer Gabel im Kübel eines verkümmerten Gummibaumes stochert. Zwei Frauen vom Dorf setzen sich unbefangen dazu, fragen, woher die Männer kommen, wohin sie fahren. Der Offizier soll den Jungen nach Hause bringen, er hat den Verstand verloren. »Seit Kabul

buddelt er mit allem, was er in die Finger kriegt ... Schippe, Gabeln, Stöckchen, Füller ...« Der Soldat guckt hoch. »Wir müssen uns verstecken ... Ich werd euch ein Loch graben ... Das geht schnell bei mir ... Wir nennen es Massengrab ... Ich grab ein großes Loch für euch alle ...«

Zum ersten Mal habe ich Pupillen gesehen, die so geweitet waren, dass sie das ganze Auge auszufüllen schienen.

Ich stehe auf einem städtischen Friedhof ... Um mich herum Hunderte Menschen. In der Mitte neun Särge, mit rotem Batist umhüllt. Militärs halten Reden. Ein General ergreift das Wort ... Frauen in Schwarz weinen. Die Menschen schweigen. Nur ein kleines Mädchen mit Zöpfen schluchzt über einem Sarg: »Papa! Pa-a-a-potschka!! Wo bist du! Du wolltest mir eine Puppe mitbringen, du hast es versprochen. Eine schöne Puppe! Ich hab ein ganzes Heft mit Häusern und Blumen für dich vollgemalt ... Ich warte auf dich ...« Ein junger Offizier nimmt das Mädchen auf den Arm und trägt es zu einem schwarzen Wolga. Aber wir hören noch lange: »Papa! Pa-a-a-potschka! Liebster Pa-a-potschka ...«

Der General spricht ... Die Frauen in Schwarz weinen. Wir schweigen. Warum schweigen wir?

Ich will nicht schweigen ... Und ich kann nicht mehr über den Krieg schreiben.

September 1988

*5. September*

Taschkent. Auf dem Flugplatz ist es schwül, es duftet nach Melonen – kein Flugplatz, sondern ein Melonenfeld! Zwei Uhr nachts. Ich werfe einen Blick auf die Quecksilbersäule: dreißig Grad über null. Furchtlos tauchen fette halb wilde Katzen unter den Taxis durch, sie sollen aus Afghanistan stammen. Zwischen braungebrannten Urlaubern, Kisten und Körben mit Obst humpeln blutjunge Soldaten auf Krü-

cken. Keiner beachtet sie, man hat sich an ihren Anblick gewöhnt. Sie schlafen und essen am Boden, auf alten Zeitungen, warten wochenlang auf Flugkarten nach Saratow, Kasan, Nowosibirsk, Woroschilowgrad, Kiew, Minsk ... Wo wurden sie so zugerichtet? Was haben sie verteidigt? Es interessiert keinen. Nur ein kleiner Junge starrt ihnen mit weit aufgerissenen Augen nach, und eine angetrunkene Bettlerin spricht einen von ihnen an. »Komm mit ... Ich werd dich trösten.«

Er wehrt mit der Krücke ab. Ungerührt fügt sie etwas Trauriges, Weibliches hinzu.

Neben mir sitzen Offiziere. Sie unterhalten sich darüber, wie schlecht die Prothesen doch bei uns sind. Sie reden von Bauchtyphus, von Cholera, Malaria und Gelbsucht, dass es in den ersten Jahren weder Brunnen noch Küchen oder Bäder gegeben hat, dass sie nicht mal das Geschirr waschen konnten. Und wer was mitgebracht hat: der und der ein Videogerät, einen »Sharp« oder einen »Sony«. Ich erinnere mich, wie sie die schönen, aus dem Urlaub kommenden Frauen in ausgeschnittenen Kleidern ansahen ...

Wir müssen lange auf die Maschine nach Kabul warten. Es heißt, erst käme die Technik an Bord, dann die Menschen. Etwa hundert Menschen warten. Alles Militärs. Ungewöhnlich viele Frauen.

Gesprächsfetzen:

»... Mein Gehör wird immer schlechter. Zuerst hab ich hohe Vogelstimmen nicht mehr gehört. Den Gesang einer Ammer zum Beispiel kann ich überhaupt nicht mehr hören. Ich hab eine auf Tonband aufgezeichnet und lass es immer auf voller Lautstärke ablaufen ... Die Folge von Druckwellenschäden ...«

»... Du schießt, und dann erst stellst du fest, dass es eine Frau oder ein Kind ist ... Jeder hat seine Albträume ...«

»... Ein Esel legt sich bei 'ner Schießerei zu Boden, ist sie vorbei, springt er wieder auf ...«

»... Was bin ich für die zu Hause? Eine Prostituierte? Das kennen wir. Wenn ich wenigstens das Geld für 'ne Genossenschaftswohnung zusammenkriegte ... Und die Männer? Die sind überall gleich. Die saufen bloß.«

»... Der General hat von internationalistischer Pflicht und von der Verteidigung der südlichen Grenzen gesprochen. Dann wurde er richtig sentimental: ›Nehmt ihnen Süßigkeiten mit. Es sind doch Kinder. Süßigkeiten sind das beste Geschenk ...‹«

»... Der Offizier war noch ganz jung. Als er mitkriegte, dass sein Bein amputiert ist, hat er geheult. Er hatte ein richtiges Mädchen- gesicht, wie Milch und Blut ... Zuerst konnte ich keine Toten sehen, besonders wenn sie keine Arme und Beine hatten ... Dann ging's, dann hab ich mich dran gewöhnt ...«

»... Sie nehmen sie gefangen, hacken ihnen die Gliedmaßen ab und binden die Stümpfe ab, damit sie nicht am Blutverlust sterben. In dem Zustand lassen sie sie zurück, und unsere Leute sammeln dann die lebenden Rumpfe ein. Die Armen möchten sterben, aber man pflegt sie.«

»... Die vom Zoll sahen meinen leeren Armeesack. ›Was führst du ein?‹ ›Nichts.‹ ›Was heißt nichts?‹ Sie wollten mir nicht glauben, und ich musste mich bis auf die Unterhosen ausziehen. Alle haben zwei bis drei Koffer mit.«

Im Flugzeug bekam ich einen Platz neben einem angeketteten Schützenpanzerwagen. Zum Glück war der Major neben mir nüchtern, alle anderen um uns herum waren betrunken. In unmittelbarer Nähe schlief jemand auf einer Marx-Büste (Porträts und Büsten der sozialistischen Führer lagen unverpackt herum), denn es wurden nicht nur Waffen transportiert, sondern auch die komplette Ausstattung für die sowjetischen Rituale. Rote Fahnen, rote Bänder ...

Eine Sirene heulte ...

»Stehen Sie auf. Sonst verschlafen Sie das Himmelreich.«

Wir waren schon über Kabul.

Die Maschine setzte zur Landung an.

Geschützlärm. Patrouillen mit Maschinenpistolen und in kugelsicheren Westen kontrollieren unsere Papiere.

Ich wollte nicht mehr über den Krieg schreiben. Aber nun bin ich in einem richtigen Krieg. Überall Menschen des Krieges, Dinge des Krieges. Kriegszeit.

### *12. September*

Es liegt etwas Unmoralisches im Beobachten fremden Mutes und fremden Risikos. Gestern gingen wir in die Kantine frühstücken und grüßten den Posten. Eine halbe Stunde später war er tot: ein Minensplitter hatte ihn getroffen. Den ganzen Tag über hab ich versucht, mich an das Gesicht des jungen Soldaten zu erinnern ...

Die Journalisten werden hier Märchenerzähler genannt. Auch die Schriftsteller. In unserer Gruppe sind außer mir nur Männer. Sie wollen unbedingt in die vordersten Linien, wollen ins Gefecht. Ich frage einen von ihnen: »Warum?«

»Ist doch interessant. Da kann ich sagen, dass ich auf dem Salangpass gewesen bin ... Ich möchte mal schießen ...«

Ich werde das Gefühl nicht los, dass der Krieg eine Schöpfung der männlichen Natur ist, mir in vieler Hinsicht unbegreiflich. Aber die Alltäglichkeit des Krieges ist gewaltig. Apollinaire bezeichnete den Krieg als ein *beau spectacle*.

Im Krieg ist alles anders: du selbst, die Natur, deine Gedanken. Und hier begriff ich, dass das menschliche Denken sehr grausam sein kann.

Ich stelle überall Fragen und höre überall zu: in der Kaserne, in der Kantine, auf dem Fußballplatz, abends beim Tanz – Attribute friedlichen Lebens, die hier überraschen.

»... Ich schoss aus nächster Nähe und sah, wie ein menschlicher Schädel zersplitterte. Ich dachte: Mein erster Toter! ... Nach dem Gefecht Tote und Verletzte. Keiner sagt ein Wort ... Ich träume hier von Straßenbahnen ... wie ich mit der Straßenbahn nach Hause fahre ... Woran ich mich am liebsten erinnere: meine Mutter backt Kuchen. Im Haus duftet es nach süßem Teig ...«

»... Du hast einen guten Freund ... Und dann siehst du seine Gedärme wie eine Girlande am Felsen hängen ... Und du denkst nur an Rache ...«

»... Wir warten auf eine Karawane. Wir warten zwei, drei Tage, liegen im heißen Sand, pissen einfach unter uns. Am Ende des dritten Tages wirst du zum wilden Tier und gibst voller Hass den ersten Feuerstoß ab ... Als die Schießerei zu Ende ist, sehen wir, dass die Karawane Bananen und Marmelade befördert ... Jetzt kann ich keine Marmelade mehr sehen ...«

»Wir hatten ›Duchi\*‹ gefangen genommen ... Wir verhören sie: ›Wo sind die Waffenlager?‹ Sie schweigen. Wir zwei von ihnen in einen Hubschrauber verfrachtet und hoch ... ›Wo? Zeig es uns.‹ Sie schweigen. Da haben wir den einen rausgeworfen, auf die Felsen ...«

»Liebe machen im Krieg und nach dem Krieg, das ist nicht das Gleiche ... Im Krieg ist alles wie zum ersten Mal ...«

»Der *Grad\** feuert Raketen ab ... Granaten fliegen durch die Luft ... Und über alldem: Leben! Leben! Leben! Aber vom Leiden der anderen Seite weißt du nichts und willst nichts davon wissen. Leben – das ist alles. Leben!!«

Die ganze Wahrheit über sich selbst zu schreiben (oder zu erzählen) ist nach Puschkins Worten physisch unmöglich. Auf dem Panzer steht mit roter Farbe geschrieben: »Wir rächen dich, Malkin.«



Mitten auf der Straße kniete eine junge Afghanin vor ihrem toten Kind und schrie. So schreien wohl nur verwundete Tiere.

Wir fuhren durch verwaiste Kischlaks, die einem umgepflügten Acker glichen. Der tote Lehm, der noch vor kurzem menschliche Behausungen ausgemacht hatte, war schlimmer als die Dunkelheit, aus der Schüsse fallen können.

Im Lazarett habe ich gesehen, wie ein russisches Mädchen einen Teddybären auf das Bett eines afghanischen Jungen legte. Er nahm ihn mit den Zähnen und spielte damit, er hatte keine Arme. »Das waren deine Russen«, übersetzte man mir die Worte der Mutter. »Hast du Kinder? Was? Junge oder Mädchen?« Ich weiß bis heute nicht, was größer in ihren Augen war – Entsetzen oder Verzeihen.

Man erzählt uns, wie grausam die Mudschaheddin unsere Leute in der Gefangenschaft behandeln. Es ist wie im Mittelalter. Hier herrscht wirklich eine andere Zeitrechnung, die Kalender zeigen das 14. Jahrhundert.

In Lermontows *Held unserer Zeit* beurteilt Maximytsch die Handlung des Bergbewohners, der Belas Vater erstochen hat, als etwas »nach ihrer Sitte« völlig Rechtmäßiges, obwohl es vom Standpunkt eines Russen aus eine bestialische Tat ist. Der Dichter hat die bemerkenswerte Eigenschaft des russischen Volkes, sich in die Lage eines anderen Volkes zu versetzen, Dinge auch aus dessen Sicht zu sehen, gut erfasst.

Und heute ...

### *17. September*

Tag für Tag sehe ich, wie der Mensch tiefer sinkt. Nur selten wächst er über sich hinaus. Bei Dostojewski spricht Iwan Karamasow davon, dass ein Tier nie so grausam sein wird wie ein Mensch, so virtuos, so kunstvoll grausam.

Ja, ich habe den Verdacht: Wir wollen nichts davon hören, wir wollen es nicht wissen. Aber in jedem Krieg, egal, ob ihn nun ein Julius Cäsar oder ein Jossif Stalin führt, bringen Menschen einander um.

Das ist Mord, aber darüber nachzudenken ist nicht üblich, sogar in den Schulen sprechen wir nicht von patriotischer, sondern von militärpatriotischer Erziehung. Warum wundert mich das eigentlich? Ist doch klar: Kriegssozialismus, militärisch orientiertes Land, militärisches Denken.

Man sollte nicht solche Versuche am Menschen machen. Der Mensch hält das nicht durch. In der Medizin heißt so was »Versuch am lebenden Objekt«.

Abends haben wir den Kassettenrecorder eingeschaltet und »Afghanen«-Lieder gehört. Kindliche, noch ungeformte Stimmen krächzen à la Wyssozki: »Die Sonne fiel in den Kischlak wie eine große Bombe ...« »Ich brauch keinen Ruhm. Ich will nur leben, das ist der beste Lohn ...« »Warum töten wir? Warum werden wir getötet?« »Warum hast du mich so verraten, liebes Russland?« »Nun vergess ich sogar schon die Gesichter ...« »Afghanistan, du bist mehr als unsere Pflicht. Du bist unser Weltall ...« »Wie große Vögel hüpfen Einbeinige am Meer entlang ...« »Tot, gehört er niemandem mehr, ist kein Hass mehr in seinem Gesicht ...«

Nachts habe ich Folgendes geträumt: Unsere Soldaten kehren in die Sowjetunion zurück, ich bin unter denen, die sie verabschieden. Ich gehe auf einen Jungen zu, er ist stumm, man hat ihm die Zunge rausgeschnitten. In der Gefangenschaft. Unter der Uniformjacke trägt er Krankenhauskluft. Ich frage ihn etwas, er schreibt seinen Namen auf: Wanetschka ... Wanetschka. Ich hab den Namen noch im Ohr. Er sieht wie der Junge aus, mit dem ich am Tage gesprochen habe, er sagte nur immer: »Meine Mutter wartet zu Hause auf mich ... Meine Mutter wartet zu Hause auf mich ...«

... Ein letztes Mal fahren wir durch die verwaisten Straßen von Kabul, vorbei an bekannten Plakaten im Stadtzentrum: »Kommunismus – die lichte Zukunft«, »Kabul – Stadt des Friedens«, »Volk und Partei sind eins«. Unsere Plakate, hergestellt in unseren Druckereien. Unser Lenin steht da mit erhobenem Arm ... Auf dem Flugplatz treffen wir ein paar bekannte Kameraleute. Sie haben das Beladen einer »Schwarzen Tulpe\*« gefilmt. Mit gesenktem Blick berichten sie, dass

den Toten alte Uniformen angezogen werden, noch die mit Stiefelhosen, manchmal werden sie auch ohne Uniform in den Sarg gelegt, weil es nicht mal alte gibt. Alte Bretter, rostige Nägel ... »Im Kühlhaus sind neue Leichen eingetroffen. Es stinkt nach verdorbenem Eberfleisch ...«

Wer glaubt mir, wenn ich darüber schreibe?

*20. September*

Ich habe ein Gefecht gesehen ...

Drei Soldaten wurden getötet ... Am Abend saßen alle beim Essen, doch sie redeten nicht vom Gefecht und nicht von den Toten, obwohl sie ganz in der Nähe lagen.

Das Recht des Menschen, nicht zu töten. Nicht töten zu lernen. Das steht in keiner Verfassung.

Krieg ist kein Ereignis, er ist eine eigene Welt ... Alles ist hier anders: die Landschaft, der Mensch, die Worte. Im Gedächtnis bleibt der theatrale Teil des Krieges: Ein Panzer wendet, Kommandos ... Die Leuchtspuren der Kugeln in der Dunkelheit ...

An den Tod denken wie an die Zukunft. Irgendetwas geschieht mit der Zeit, wenn man an den Tod denkt und ihn sieht. Neben der Todesangst – der Reiz des Todes ...

Man muss sich nichts ausdenken. Zitate aus großen Büchern sind überall. In jedem.

Wenn sie erzählen, verblüfft (recht oft!) die aggressive Naivität unserer Jungen. Die noch vor kurzem sowjetische Zehntklässler waren. Ich aber will sie zu einem Dialog des Menschen mit dem Menschen in sich bringen.

Und dennoch? In welcher Sprache reden wir mit uns selbst, mit anderen? Ich mag die mündliche Sprache, sie ist unbelastet, entfesselt. Alles schweift frei herum: Syntax, Intonation, Akzente – und das Gefühl wird genau wiedergegeben. Ich beobachte das Gefühl, nicht das Ereignis. Wie sich unsere Gefühle entwickeln, nicht die Ereignisse. Vielleicht ähnelt das, was ich tue, der Arbeit eines His-

torikers, aber ich bin eine Historikerin des Spurlosen. Was geschieht mit großen Ereignissen? Sie gehen in die Geschichte ein, die kleinen aber, die jedoch für den kleinen Menschen die wichtigsten sind, verschwinden spurlos. Heute erzählte mir ein Junge (er wirkte so zart und kränklich, dass er kaum wie ein Soldat aussah), wie ungewohnt und zugleich aufregend es sei, gemeinsam zu töten. Und wie schrecklich, jemanden zu erschießen.

Wird das etwa von Historikern festgehalten? Unbeirrt arbeite ich (von Buch zu Buch) an ein und derselben Aufgabe – die Geschichte auf den Menschen herunterzubrechen.

Ich dachte, es sei unmöglich, im Krieg ein Buch über den Krieg zu schreiben. Wegen der vielen Hemmnisse – Mitleid, Hass, körperlicher Schmerz, Freundschaft ... Ein Brief von zu Hause, der den unbändigen Willen zum Leben weckt ... Sie erzählen mir, sie bemühten sich, beim Töten nicht einmal einem Kamel in die Augen zu sehen. Hier gibt es keine Atheisten. Und alle sind abergläubisch.

Mir wird vorgeworfen (besonders von den Offizieren, seltener von den Soldaten), ich selbst hätte ja nie geschossen und sei noch nie beschossen worden – wie könne ich da über den Krieg schreiben? Aber vielleicht ist es ja gerade gut, dass ich nie geschossen habe?

Wo ist der Mensch, dem allein der Gedanke an den Krieg Leiden verursacht? Ich finde ihn nicht. Doch gestern lag neben dem Stabsquartier ein unbekannter toter Vogel. Und seltsam ... Die Soldaten schauten ihn an, versuchten zu erraten, zu welcher Art er gehörte. Bedauerten ihn.

Es liegt etwas Spirituelles in toten Gesichtern ... Auch an den Irrsinn des Normalen im Krieg kann ich mich nicht gewöhnen – Wasser, Zigaretten, Brot ... Besonders, wenn wir die Garnison verlassen und in die Berge gehen. Dort ist der Mensch ganz allein mit der Natur und dem Zufall. Fliegt die Kugel vorbei oder nicht? Wer schießt zuerst – du oder er? Dort sieht man den Menschen der Natur, nicht den Menschen der Gesellschaft. Doch in der Sowjetunion zeigen sie im Fernsehen, wie Allein der Freundschaft gepflanzt werden, die keiner von uns hier je gesehen oder gepflanzt hat ...

Dostojewski schreibt in den *Dämonen*: »Eine Überzeugung und der Mensch – mir scheint, das sind zwei Dinge, die sich in vielem unterscheiden ... Alle sind schuld ... wären doch nur alle davon überzeugt!« Bei ihm heißt es auch irgendwo, dass die Menschheit mehr über sich wisse, viel mehr, als sie in Literatur und Wissenschaft bisher festgehalten habe. Dieser Gedanke stamme nicht von ihm, sondern von Wladimir Solowjow.

Hätte ich Dostojewski nicht gelesen, wäre meine Verzweiflung noch größer ...

21. September

Irgendwo weit weg feuert ein *Grad* Raketen ab. Das ist selbst auf die Entfernung schaurig.

Nach den großen Kriegen des 20. Jahrhunderts und den vielen Toten braucht man andere ethische und metaphysische Positionen, um über die modernen (kleinen) Kriege wie den in Afghanistan zu schreiben. Man muss das Kleine, Persönliche und Einzelne abrufen. Den einzelnen Menschen. Der für irgendwen der Einzige ist. Nicht das Verhältnis des Staates zu ihm, sondern wer er für seine Mutter ist, für seine Frau. Für sein Kind. Wie können wir uns die normale Sichtweise wieder aneignen?

Mich interessiert auch der Körper, der menschliche Körper als Bindeglied zwischen Natur und Geschichte, zwischen Animalischem und Sprache. Alle physischen Einzelheiten sind wichtig: Wie die Sonne das Blut verändert, der Mensch vor dem Tod ... Das Leben an sich ist unglaublich künstlerisch und – wie grausam das auch klingen mag – besonders das menschliche Leiden. Die dunkle Seite der Kunst. Gestern habe ich gesehen, wie Jungen, die von einer Panzermine zerrissen worden waren, Stück für Stück aufgesammelt wurden. Ich hätte nicht hingehen und mir das ansehen müssen, aber ich tat es, um darüber zu schreiben. Und nun schreibe ich ...

Und dennoch: Musste ich hingehen? Ich hörte, wie die Offiziere hinter meinem Rücken lachten: Die Dame wird einen schönen

Schreck kriegen. Ich ging hin, und daran war nichts Heldenhaftes, denn ich fiel in Ohnmacht. Von der Hitze oder aus Erschütterung. Ich will ehrlich sein.

*23. September*

Ich bin im Hubschrauber mitgeflogen ... Von oben sah ich Hunderte für alle Fälle bereitstehende Zinksärge; in der Sonne funkelten sie schön und grausig ...

Wenn man etwas Derartigem begegnet, denkt man sofort: Die Literatur erstickt in ihren eigenen Grenzen ... Durch Kopieren und Fakten kann man nur das Sichtbare ausdrücken, aber wer braucht einen minutiösen Bericht über die Ereignisse? Nötig ist etwas anderes ... Festgehaltene Augenblicke, aus dem Leben herausgegriffen ...

*25. September*

Ich werde als freier Mensch von hier heimkehren ... Ich war es nicht, bis ich gesehen habe, was wir hier tun. Ich war ängstlich und einsam. Wenn ich heimkehre, werde ich in kein einziges Militärmuseum mehr gehen ...

\* \* \*

Ich nenne im Buch nicht die wahren Namen. Manche haben mich um eine Art Beichtgeheimnis gebeten, andere möchten das alles vergessen. Vergessen, wie Tolstoi schrieb, dass »der Mensch fließend« ist. Dass er alles in sich trägt.

Aber im Tagebuch habe ich ihre Namen festgehalten. Vielleicht wollen meine Helden einst, dass man sie erfährt: Sergej Amiranjan, Hauptmann; Wladimir Agapow, Oberleutnant, Leiter einer Gefechtsbesatzung; Tatjana Beloserskich, Zivilbeschäftigte; Viktoria Wladimirowna Bartaschewitsch, Mutter des gefallenen Soldaten Juri Bartaschewitsch; Dmitri Babkin, Soldat, Richtschütze; Maja Je-

meljanowna Babuk, Mutter der gefallenen Krankenschwester Swetlana Babuk; Maria Terentjewna Bobkowa, Mutter des gefallenen Soldaten Leonid Bobkow; Olimpiada Romanowna Baukowa, Mutter des gefallenen Soldaten Alexander Baukow; Taissja Nikolajewna Bogusch, Mutter des gefallenen Soldaten Viktor Bogusch; Viktoria Semjonowna Walowitsch, Mutter des gefallenen Oberleutnants Valeri Walowitsch; Tatjana Gaissenko, Krankenschwester; Wadim Gluschkow, Oberleutnant, Dolmetscher; Gennadi Gubanow, Hauptmann, Pilot; Inna Sergejewna Golownjowa, Mutter des gefallenen Oberleutnants Juri Golownjow; Anatoli Dewetjarow, Major, Propagandist eines Artillerieregiments; Denis L., Soldat, Panzerschütze; Tamara Downar, Frau des gefallenen Oberleutnants Pjotr Downar; Jekaterina Nikititschna P., Mutter des gefallenen Majors Alexander P.; Wladimir Jerochowe, Panzerschütze; Sofia Grigorjewna Schurawljowa, Mutter des gefallenen Soldaten Alexander Schurawljow; Natalja Schestowskaja, Krankenschwester; Maria Onufrijewna Silfigarowa, Mutter des gefallenen Soldaten Oleg Silfigarow; Wadim Iwanow, Oberleutnant, Kommandeur einer Pioniereinheit; Galina Fjodorowna Iltschenko, Mutter des gefallenen Soldaten Alexander Iltschenko; Jewgeni Krasnik, Soldat, Mot-Schütze; Konstantin M., Militärberater; Jewgeni Kotelnikow, Oberfeldwebel, Sanitätsinstruktor einer Aufklärungskompanie; Alexander Kostakow, Funker; Alexander Kuwschinnikow, Oberleutnant, Kommandeur eines Granatwerferzuges; Nadeschda Sergejewna Koslowa, Mutter des gefallenen Soldaten Andrej Koslow; Marina Kisseljowa, Zivilbeschäftigte; Taras Kezmur, Soldat; Pjotr Kurbanow, Major, Kommandeur einer Gebirgsjägerkompanie; Wassili Kubik, Fähnrich; Oleg Leljuschenko, Granatwerferschütze; Alexander Leletko, Soldat; Sergej Loskutow, Militärchirurg; Valeri Lissitschonok, Sergeant, Fernmeldetruppe; Vera Lyssenko, Zivilbeschäftigte; Jewgeni Stepanowitsch Muchortow, Major, Bataillonskommandeur, und sein Sohn, Andrej Muchortow, Hauptfeldwebel; Lidia Jefimowna Mankewitsch, Mutter des gefallenen Unteroffiziers Dmitri Mankewitsch; Galina Mljawaja, Frau des gefallenen Hauptmanns Stepan Mljawj; Wladi-

mir Micholap, Soldat, Granatwerferschütze; Alexander Nikolajenko, Hauptmann, Kommandeur einer Hubschrauberstaffel; Oleg L., Hubschrauberpilot; Natalja Orlowa, Zivilbeschäftigte; Galina Pawlowa, Krankenschwester; Wladimir Pankratow, Soldat, Aufklärer; Witali Ruschenezew, Soldat, Kraftfahrer; Sergej Russak, Panzerfahrer; Michail Sirotin, Oberleutnant, Flieger; Alexander Suchorukow, Oberleutnant, Kommandeur einer Gebirgsjägereinheit; Igor Sawinski, Leutnant, Kommandeur einer Mot-Schützeneinheit; Timofej Smirnow, Unteroffizier, Artillerie; Valentina Kirillowna Sanko, Mutter des gefallenen Soldaten Valentin Sanko; Wladimir Simanin, Oberstleutnant; Tomas M., Unteroffizier, Kommandeur einer Infanterieeinheit; Leonid Iwanowitsch Tatartschenko, Vater des gefallenen Soldaten Igor Tatartschenko; Wladimir Ulanow, Hauptmann; Tamara Fadejew, Mikrobiologin; Ljudmila Charitontschik, Frau des gefallenen Oberleutnants Juri Charitontschik; Galina Chaliulina, Zivilbeschäftigte; Valeri Chudjakow, Major; Valentina Jakowlewa, Fähnrich, Leiterin einer VS-Stelle.



